

Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz
Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde
Band: 6 (1889)

Artikel: Der Dorfwucherer oder der Kirchthurmbau zu Frick [Schluss]
Autor: Stocker, F.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747294>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Dorfwohner

oder

Der Kirchturmbau zu Frick.

Eine Erzählung von F. A. Stöcker.

(Schluß.)

Wir benützen die Pause, in welcher der Grubenpeter seine Zeitung liest, die durch die vielen Hände, durch welche sie schon gegangen, ganz mürrbe geworden und zerrissen ist, um auf einen Augenblick außer den Rahmen unserer Geschichte zu treten.

Wir gehen auf die Jugendzeit des Grubenpeters zurück.

Die Heimath dieses Mannes, der mit seinem richtigen Namen Peter Croubat hieß, und den die Dorfbewohner in den ihnen geläufigeren Spitznamen umtaufsten, ist ein sundgauisches Dorf. Als frommer Mann hatte er früher manche Wallfahrt nach Maria Einsiedeln gemacht, und der Ort, in dem unsere Geschichte spielt, hatte ihm so wohl gefallen, daß er den Sundgau verließ und sich da ansiedelte. In dem sundgauischen Dorfe seiner Heimath lebte gleichzeitig mit ihm ein im gleichen Alter stehender junger Mann, Gottfried Meyerhofer, ein aufgewickelter, flotter und hübscher Bursche, der, obschon er arm war, allen Mädchen die Köpfe verdrehte. Er hatte ein gutes Handwerk gelernt, war weit in der Fremde herumgekommen, hatte aber etwas leichte Sitten mit heimgebracht. Das hinderte nun freilich nicht, die schöne Tochter des Bäckers im Dorfe zu freien, die ihm mit ganzer Liebe zugethan war. Neben andern Bewerbern waren es namentlich zwei, die dem schönen Kinde ebenfalls, jeder nach seiner Weise, ihre Huldigungen darbrachten: der damals schon etwas bucklige Peter Croubat und der Schmied Franz, den wir bereits unter dem Namen „Hausirerfranz“ mit seiner ganzen, kurz erzählten Lebensgeschichte kennen gelernt haben. Den Croubat mochte die junge Bäckerstochter schon seiner unansehnlichen Gestalt wegen nicht leiden, dann auch deshalb nicht, weil er schon damals in nicht besonders günstigem Rufe allzu großer Ehrlichkeit stand. Der Schmied Franz dagegen war ein braver, junger stiller Mann, der sich ehrlich durchbrachte, aber nicht viel Wesens von sich machte, obschon seine

Figur eine ganz angenehme und ansprechende war. Was die Bäckerstochter namentlich bestach, das waren die feinen Manieren, die der Gottfried in fremden Länden sich angeeignet hatte, die zierliche Art, wie er sich kleidete, und das lebhafteste, bewegliche Wesen, das sich hauptsächlich auch in seiner mit fremdartigen Wendungen und Ausdrücken wohlgespickten Sprache kund gab. Alle drei Bewerber liebten das Mädchen vielleicht mit der gleichen herzlichen Zuneigung, aber, und wir wollen das ununtersucht lassen, wohl aus verschiedenen Ursachen, wie denn auch die Körbchen, die der Peter und der Franz erhielten, in den verschiedensten Folgen sich äußerten.

Franz konnte nicht mehr im Orte bleiben, er konnte die Geliebte seines Herzens nicht in den Armen eines Andern sehen; er verkaufte, wie wir bereits wissen, seine Habe und wanderte aus. Nach den mannigfaltigsten Schicksalen, die ihn trafen, finden wir ihn als Hausfhirer, Geschirrhelfer und Maulwurfänger.

Der Peter wendete sein bescheidenes Vermögen durch geschickte Vorkehrungen so oft, daß es ihm reichliche Zinse brachte. Freilich nahm er's dann mit der Gewissenhaftigkeit nicht sehr genau, wenn es nur etwas eintrug. So mehrte sich sein Vermögen, daß er nach einer Reihe von Jahren, nachdem seine Rivalen schon längst ihr Hab' und Gut verthan hatten, als ein, nach bäuerlichen Verhältnissen gerechnet, reicher Mann galt.

Gottfrieds Ehe mit der schönen Bäckerstochter blieb Jahre lang ohne Kindersegens. Mochten vielleicht die getäuschten Hoffnungen des Vaterglücks ihm einen Stein in den klaren Spiegel des ehelichen Lebens geworfen haben, mögen noch andere Verhältnisse, namentlich auch Täuschungen über das zu erhoffende Vermögen seines Schwiegervaters dazu beigetragen haben, die Bitterkeit in seinem Gemüthe wach zu rufen, kurz: die Neußerungen zeigten sich bald in der Liebe zum Trunk. Es entstand eine schwere Zeit für die Bäckerstochter; in diese Periode des Kammers und Leides fiel doch noch ein Strahl der Hoffnung und einer Rückkehr des Gatten zum Bessern; sie gebar ihm eine Tochter. Wirklich schien auch bald das Leben in ihm neu aufzuthauen; das eheliche Glück leuchtete belebend und erquickend in das düstere Grau seiner Seelenstimmung. Es sollte bald wieder entweichen!

Eine von einem seiner Kameraden im Wirthshause mehr neckisch als böswillig hingeworfene Bemerkung über den späten Kindersegens

ließ ihn so plötzlich und jähzornig aufbrausen, daß er ein schweres Trinkgeschirr ergriff und es dem Necker mit aller Wucht über den Schädel schlug, so daß dieser blutend und ohnmächtig zusammensank. Gottfried glaubte den Betroffenen todt. Er nahm in aller Eile von seiner Frau, von seinem Kinde herzlichen und bitterlichen Abschied und flüchtete. Lange zog er umher, ohne von sich etwas hören zu lassen, aus Furcht, verurathen, eingeholt und bestraft zu werden. Gleichwohl kam er wieder einmal heimlich in's Land, vernahm aber zu seinem Schrecken, daß seine Frau aus Kummer und Gram gestorben sei und daß der Peter Croubat sein Kind zu sich genommen habe und durch seine Eltern pflegen ließe. Da packte es den Gottfried mit gewaltigem Weh, er zog hinaus in die Fremde, durchwanderte ganz Frankreich und ließ sich endlich nach manchen Irrfahrten in einer gewerbsamen Stadt in Burgund nieder, wo er sein Handwerk mit Erfolg betrieb und ein wohlhabender Mann wurde. Als er sich dann später im Sundgau nach seinem Kinde erkundigte, hieß es, es sei mit dem Croubat in's Oesterreichische gezogen, man wisse nicht wohin.

Peter Croubat, dessen Aufenthaltort von Gottfried nicht ausfindig gemacht werden konnte, saß zwei Monate nach dessen Tode an dem Abend, an welchem auch der Hausirerfranz wieder in's Land kam, in seinem Hause am Gemeindeplatz und begann soeben die Zeitung zu lesen, als ein Artikel seine Aufmerksamkeit plötzlich ungeheuer in Anspruch nahm. Er begann zu zittern, er mußte die Brillengläser neuerlich abreiben, um sich zu überzeugen, ob er auch wirklich recht gelesen habe.

„Richtig, da steht's ja!“ sagte er laut vor sich hin, und las: „Oeffentliche Bekanntmachung. Den 24. April 17 . . starb in der Stadt Dijon in Burgund der Sieur Gottfried Meyerhofer, Tischlermeister aus dem Sundgau. Derselbe hat ein Testament hinterlassen, das über sein Vermögen von 40,000 Livres tournois zu Gunsten seiner unbekannt wo abwesenden Tochter Johanna Meyerhofer verfügt etc. Unterzeichnet von den Gerichtsbehörden der Stadt Dijon.“

„Herrgott! Bierzigtausend Livres tournois macht bei siebentausend Kronenthaler!“ rief der Grubenpeter und tanzte wie närrisch in der Stube herum. „Das Johanneli eine reiche Erbin! Wie, wenn ich das Kind freite! Bin doch noch kein so übler Bursche,“ sagte der alte Hagestolz und zuckte gekenhaft seine unsaubern Hemdkragen.

Gern wäre er vor den Spiegel gestanden, wenn er einen solchen gehabt hätte. „Muß dem Mädchen die Grillen wegen dem Anton aus dem Kopfe treiben; passen nicht zusammen, die Beiden. Der Anton hat nichts, ist ein schlechter Haushalter und würde das Vermögen des Johanneli bald durchgeputzt haben. Will ihr daher heute Abend schon einen Antrag stellen,“ sagte er zu sich selbst, „und das Mädchen müßte sein Interesse nicht verstehen, wenn es nicht Ja sagte.“

Während der Grubenpeter in der Stube sich mit seinen Projekten trug, hatte im Baumgarten draußen auch Ciner seine Gedanken gemacht, während er den Maulwürfen Fallen stellte. Als der Hausirerfranz seine Arbeit vollendet hatte und die gefangenen Thiere zahlreich auf einem Haufen lagen, trat er in die Stube.

Der Grubenpeter wurde durch das Eintreten des Hausirerfranz in seinen Zukunftsplänen unangenehm gestört.

„Ihr kommt wegen der Bezahlung für das Mäuseeinfangen?“ fragte er den Eintretenden. „Wahr ist, wer sein Geschäft recht besorgt hat, darf auch auf baar Geld rechnen. Ich würde mir eher die rechte Hand abhauen lassen, als daß ich nur das Mindeste von einem rothen Heller ungerecht verlangte, was einem Arbeiter gehört, der seinen Dienst gehörig versteht. Was habt Ihr verdient?“

„Zwei Ratten zu drei Kreuzer das Stück, macht sechs Kreuzer, sechs Maulwürfe zu zwei, macht zwölf, und vier Feldmäuse“ —

„Die Feldmäuse, das geht in den Kauf,“ marktete der christliche Jude.

„Glaubt Ihr denn, ich tödte diese kleinen Thierchen Gottes, die mir nichts zu Leide gethan, umsonst, zu meinem Vergnügen?“

„Nun, nun, achtzehn Kreuzer ist genug, denn die Feldmäuse, die“ —

„Die Feldmäuse?“ brauste der Hausirerfranz auf. „Seht, Herr, die haben so kleine, weiße, scharfe Zähne, die durchwühlen in kurzer Zeit eine ganze Fucharte, reißen Alles auf, zernagen die Wurzeln der Pflanzen; man könnte fast sagen, sie gleichen den Wucherern, die den Leuten das Blut unter den Fingerbeeren hervorsaugen,“ —

„Nun, nun! Was wollt Ihr denn als Euern Bohn?“ sagte ungeduldig und betroffen der Wucherer.

„Zweiundzwanzig Kreuzer in Allem,“ war die Antwort.

„Zweiundzwanzig Kreuzer, viel Geld! — Da kann man den ganzen Tag den Geldbeutel in den Händen halten, hat Auslagen über

Auslagen und das Land trägt nichts ab,“ sagte der Alte, indem er langsam das Geld hinzählte.

„Da, dieser Sechser ist falsch,“ sagte der Hausirer Franz und schob ein Geldstück wieder zurück.

„Was sagt Ihr? Das ist schönes, gutes Geld!“

„Wenn das wahr ist, so behaltet den Sechser, ich will einen andern,“ entgegnete trocken der Hausirer.

„Höret, guter Mann, Ihr fanget an, mich zu langweilen,“ sagte der Grubenpeter und wechselte den Sechser gegen einen andern um.

„So, nun ist's in Ordnung,“ bemerkte der Hausirer, nahm einen Stuhl und setzte sich zum Tisch.

„Nun, was soll das?“ fragte der Peter erstaunt.

„Ich denke soeben,“ entgegnete der Andere, „da wir nun mit den Arbeiten fertig sind, wollen wir ein wenig plaudern. Wisset, das ermüdet, den ganzen Tag so mit gekrümmtem Rücken zu arbeiten. Ihr kennt mich nicht mehr, Grubenpeter, oder?“

Der Angeredete schaute verwundert auf.

„Ja ja, ich glaub's wohl, das Alter, Kummer, Sorgen, schlechte Nahrung, schlecht Quartier in Ställen und auf Heuboden haben mich ein wenig verunstaltet. Aber ich dünkte, Ihr solltet Euch noch wohl erinnern können an den Gottfried Meyerhofer und an den Schmied Franz, die mit Euch um die Bäckerstochter freiten?“

„Herr, du meine Güte! Das ist ja der Franz!“ rief der Grubenpeter eben so erstaunt als unangenehm berührt.

„Ja, das ist der Franz!“ entgegnete ruhig der Hausirer. „Der Franz will aber nicht uralte Geschichten aufrühren. Er möchte eher von der Gegenwart sprechen, Peter Croubat!“

Der Grubenpeter wurde unruhig.

„Das Kind der Johanna Meyerhofer ist ein hübsches Mädchen, wohl erzogen und gescheidt; es wäre jetzt an der Zeit, die Johanna zu verheirathen.“

„Mit welchem Recht mischt Ihr Euch in diese Sache?“ fragte unwillig der alte Peter.

„Mit welchem Recht? Mir will scheinen, Peter Croubat habe sich noch wenig um das Recht bekümmert,“ sagte ruhig der Hausirer, „seine Wege sind selten die des Rechts gewesen.“

Der alte Sundgauer wollte aufbrausen, doch der Hausfurer hielt ihn fest und setzte ihn ruhig auf einen Stuhl, indem er hinzufügte: „Reden wir in aller Ruhe mit einander, es wird besser sein. Ihr kennt den Zimmermann Anton, sein Vater ist gestorben, und zwar — sonderbar!“ —

„Wie, was? was ist sonderbar?“ fragte unruhig der Peter; es litt ihn kaum auf dem Stuhle, auf den ihn der Hausfurer hingesezt hatte.

„Sonderbar, daß der Georg starb, gerade in einem Augenblicke, wo man es am wenigsten erwartete.“

„Mein Gott! Das kann Jedermann begegnen,“ war die Antwort, die etwas lange auf sich warten ließ.

„Wohl wahr! — ganz richtig! Aber seid Ihr nicht auch meiner Meinung, es gibt manchmal Unglücksfälle, die nicht vom bloßen Zufall herbeigeführt sind?“

„O! — Ah! — Was wollt Ihr damit sagen?“

„Der Zufall hat einen breiten Rücken,“ entgegnete mit ewigem Gleichmuth der Hausfurer. — „Nehmen wir einmal an, es gäbe gewisse Leute, welche einen gewissen Vortheil darin sähen, wenn andere Leute ihnen nicht vor der Sonne ständen. Man wünscht ihren Tod nicht! — aber es gibt einen gewissen Zufall, dem man einen Stoß versezt, und die Leute verschwinden — sie sind todt, man trägt Leid um sie und beutet ihr Unglück aus. Nicht wahr, Peter Croubat, das ist auch schon da gewesen?“

Auf den Peter hatten diese Worte einen merkwürdigen Eindruck gemacht. Er hätte wohl die Farbe wechseln können, wenn dies bei dem ledernen Antlitze nur irgend möglich gewesen wäre. Er zitterte, er mußte sich krampfhaft am Stuhle halten, um nicht seine Bewegung zu verrathen. Peter mußte sich überzeugt haben, daß der Hausfurer vollständige Kenntniß der Ursachen des Todes von Georg besaß; aber, dachte er: Beweise hat er keine. Das tröstete ihn wieder in Etwas. „Ich begreife Euch nicht, Franz,“ sagte er, nachdem er sich wieder etwas gefaßt hatte, „Ihr redet in Gleichnissen; wenn Ihr etwas nothwendig habt, so sagt es mir, ich will Euch gerne helfen — Ihr werdet alt und ich weiß es meiner Person halber, das Alter hat seine Besichwerden.“

„Kümmert Euch nicht meinetwegen, Peter, ich bin noch nie betteln gegangen.“

„Nun aber“ —

„Sprechen wir von andern Dingen; dieser Anton, dessen Vater auf so unglückliche Weise“ —

„Lassen wir diese Geschichten,“ sagte der alte Bucherer verlegen. „Es war ein großes Unglück, ja, aber es ist nicht mehr zu ändern.“

„Macht an den Kindern gut, was am Vater gesündigt worden ist,“ betonte der Hausirerfranz.

„Wie meint Ihr das?“ fragte Peter, dem diese Unterhaltung von Minute zu Minute peinlicher wurde.

„Gebt dem Anton die Johanna zur Frau!“

„Nie, niemals!“

„Erzürnet den jungen Mann nicht, reizt ihn nicht! Das Glück läßt Manches leicht vergessen, sagt man. In seinem Unglücke dagegen wäre es möglich, daß er die Ursache des Todes seines Vaters erführe und dann würde ich für nichts gutstehen!“

„Was kann mir das nützen oder schaden?“

„Nützen nichts, schaden wohl! Der Zufall, die Todesursache hatte zwei Genossen an jenem Tage“ —

„Zwei Genossen?“

„Denkt über die Sache nach, Peter; der Anton heirathet die Johanna, das ist meinerseits eine ausgemachte Sache. Ihr werdet bis morgen auch darüber im Reinen sein, denn morgen werde ich die Antwort haben. Nun gute Nacht, laßt Euch nichts Böses träumen!“

Der Hausirerfranz ging.

Gedankenvoll sank der Grubenpeter auf seinen Stuhl zurück.

„Dieser Mensch kommt mir jetzt sehr ungelegen,“ sagte er zu sich selbst. „Wenn man ihm einen Platz verschaffen könnte irgendwo als Knecht auf einem einsamen Hof, wo er mir nicht in die Quere käme, weit weg von hier, wo wir im Leben nie mehr zusammenstoßen. Ha ha!“ lachte er laut auf, „der drollige Einfall, die Johanna dem Anton zur Frau zu geben, und gerade jetzt, wo sie unverhofft geerbt hat! Was den Leuten nicht Alles durch den Kopf geht? — Und dann wegen dem Uebrigen, wegen dem, was vor ein paar Jahren passirt ist, na! das ist vergessen, daran denkt kein Mensch, daß der Georg“ —

In diesem Augenblick trat das Johanneli ein, die winzige Suppenschüssel in den Händen tragend.

„Die Suppe ist da, Vater,“ sagte sie.

„Nun gut, so wollen wir zuerst beten.“ Der Grubenpeter faltete scheinheilig die Hände, das Johanneli dagegen that es in der heiligsten Ueberzeugung, daß man für jede Gottesgabe danken müsse.

„So, das wäre,“ sagte der Grubenpeter wie Einer, der froh ist, etwas Unangehmes abgethan zu haben. Die Beiden setzten sich.

„Gib mir den Suppenlöffel; man kann Dir doch sagen was man will, so liegt es immer verkehrt auf dem Tisch.“ Die Beiden aßen.

„Schon wieder ein frischer Laib Brod auf dem Tisch,“ brummte der Alte.

„Ei, der andere ist aufgebraucht, Vater.“

„Aufgebraucht? Du gehst nicht sparsam genug mit dem Brod um; man muß das Brod heilig halten. Siehst Du, Leute, die das Brod verschwenden, kommen nicht vorwärts. Des Hubelhanjen Martin war heute da und hat gejammert, wie es ihm so böse ergehe, und doch tragen die Leute keine Sorge zum Brod, gehen in's Wirthshaus, brauchen ihr Geld auf und haben dann nichts, um ein elend Zinslein abzubezahlen!“ Bei diesen Worten machte der Alte mit dem Messer ein Kreuz über den Laib und schnitt ihn an. „Was ich Dir sage, ist zu Deinem Besten, ich sage es nicht, um Dich nachdenklich zu machen.“

„Ich sei nachdenklich?“ fragte das Mädchen, das freilich nachgedacht hatte, wie es seine Anfrage, von der es schon seinem Anton gesprochen hatte, anbringen wollte.

„Nun, was hast Du denn, sprich!“

„Ich habe nichts!“

„Doch, Du hast etwas! Du willst nicht heraus mit der Sprache!“ drängte der Alte. „Wenn Du traurig bist,“ sagte er im mildesten Tone, der ihm möglich war, „so rede heraus. Ich bin kein Ungeheuer, Du weißt, ich habe Dich sehr gerne. Wenn ich dann hie und da etwas rauh d'rein fahre, so mußst Du nur nicht drauf achten; es geht mir auch nicht immer Alles nach Wunsch, und da werde ich eben oft, ohne daß ich es will, böse und mißmuthig. Es hat Jeder so einmal im Jahre seinen Rappel!“

Wie das Johanneli den Alten so reden hörte, dachte es, jetzt sei die beste Gelegenheit, sein Anliegen anzubringen. Es nahm daher allen seinen Muth zusammen und sagte:

„Weil Ihr doch so gut seid, so hätte ich um Etwas fragen wollen, Vater.“

„Sprich nur, sprich!“

„Ich hatte eben gefürchtet — Ihr wißt,“ stotterte das Kind verlegen — „der Anton“ —

„Schon wieder dieser Mensch,“ sagte der Alte und runzelte die ohnehin nicht glatte Stirn.

„Da seht Ihr, jetzt seid Ihr schon wieder böse,“ warf das Mädchen traurig ein und schwieg einen Augenblick.

„Nein, nein, ich höre ja zu; sprich nur — der Anton?“

„Der Anton hat mich gern, er liebt mich, aber er wagt nicht, um meine Hand anzuhalten.“

„Und da mußt Du für ihn reden?“ lachte er spöttisch. „Diesen Menschen zu heirathen? Nein, nein, daraus wird nichts, und wenn Du so alt würdest wie die kleinen Steinchen im Bach, daraus wird Nichts!“

„Aber Vater, ich liebe ihn, den Anton!“

„Habe Dir schon oft gesagt, daß ich nicht Dein Vater bin, der Gottfried Meyerhofer“ —

„Anton,“ unterbrach ihn, muthiger werdend, das Mädchen, „Anton war immer freundlich und liebevoll mir gegenüber, während Andere,“ und dabei schaute sie den Alten bedeutungsvoll an, „beständig hart und unfreundlich gegen mich gewesen sind. Als ich noch ein kleines Mädchen war, vertheidigte er mich gegen andere Kinder meines Alters, wenn sie mich schlagen wollten, er“ —

„Alles das sind keine Gründe.“

„Für mich genügen sie schon, Vater!“

„Schon wieder dieses Wort! Hörst Du, ich will dieses Wort Vater nicht mehr hören. Und was den Anton betrifft, so wird er Dich unglücklich machen, er hat nichts und wird nie zu Etwas kommen. Glaubst Du, ich hätte Dich erzogen, genährt und gekleidet, daß Du dann dazu da seiest, an der Seite eines Herrn von Habenichts betteln zu gehen?“

„O wir werden schon arbeiten, daß es uns an nichts fehlen wird — und mit der Hilfe Gottes“ —

„Ja, Du bist halt auch wie die Andern, verlässest Dich auf die Hilfe Gottes und verachtest Die, die Dir nahe stehen! Sieh' einmal mich an, wenn ich hie und da auch einmal rauh und widerhaarig bin, im Grunde bin ich doch ein guter Mensch. Wie wäre es, Johanna, wenn ich Dich heirathete?“

„Ihr?“ rief das Kind erschrocken aus.

„Ei warum nicht? Ich habe ein schönes Vermögen, freilich braucht man's den Leuten nicht auf die Nase zu binden. Ich kaufe Dir hübsche gute Kleider von feinem Brabantertuch, Du brauchst dann die Küche nicht mehr zu besorgen, Wasser zu holen und dergleichen Dinge mehr, dafür werden wir eine Magd halten. Siehst Du, das sind andere Aussichten?“

„Vater,“ sagte das Kind mit schmerzlichem Tone, „das, was Ihr mir da sagt, ist Alles recht und schön, aber Euch zum Gatten nehmen, kann ich nicht. Anton liebt mich, ich liebe ihn, und wenn ich ihn nicht bekomme, werde ich das Heirathen wohl bleiben lassen.“

„Anton wird eine andere Frau nehmen, er wird Dich bald vergessen haben,“ sagte der Alte, „die jungen Bursche sind gar wankelmüthig; ist kein Bestand in ihnen. Denke über das nach, was ich Dir gesagt habe. Und nun gute Nacht! Geh' jetzt schlafen.“

„Gute Nacht, Vater!“

Und das Mädchen ging traurigen und betrübten Herzens in sein Schlafgemach, um sich dort auszuweinen.

Der alte Grubenpeter grinste ihr noch freundlich nach und sagte zu sich, als das Kind die Stubenthür hinter sich geschlossen: „Wird sich schon machen, die Sache. Kaufe ihr einige schöne Kleider und einige falsche Schmucksachen, denn die thun's wie die ächten, und sie wird sich endlich d'rein ergeben. Weiß schon, die Weiber haben's alle so, wenn sie nur Geschenke sehen, so sind sie gefangen. Haha!“ lachte der alte Sünder, indem er sich die Hände rieb und sein altes schmutziges Zeitungsblatt aus der Tasche zog. „Gute Geschäfte gemacht heute, trotz dem Hausfiver; 40,000 Livres tournois geerbt! Sieur Gottfried Meyerhofer aus dem Sundgau! Vierzigtausend Livres tournois,“ sagte er gedehnt und ging dann ebenfalls sein Schlafgemach aufzusuchen.

Die Nacht, in der wir vom Grubenpeter Abschied genommen, brachte ihm nicht den erquickenden Schlaf. Das Heirathsprojekt mit dem Johanneli lag ihm vorn und hinten im Kopf, die 40,000 Livres tournois baumelten wie langgeschwänzte Noten vor seinen Augen, dazwischen sah er dann wieder den Georg, den Zimmermann, wie er das Gerüste des Kirchturms bestieg, in Gedanken hörte er einen Fall und hüchelte erschreckt unter die keineswegs weiche Decke des Bettes.

Auch der Hausirer Franz, der in Anton's Kammer Quartier gefunden, schlief lange nicht ein. Er hatte morgen einen wichtigen Tag: das Heirathsprojekt des Anton mit dem Johanneli in's Reine zu bringen, das lag ihm zunächst am Herzen. Dies zu vollenden, ohne zum äußersten Mittel greifen zu müssen, dazu spannte er alle seine Geisteskräfte an; er hielt es für seine Pflicht und in seiner Aufgabe, hier vermittelnd handeln zu können und zu sollen.

Am Morgen befand er sich zeitig in des Grubenpeters Garten, in dem das Johanneli bereits arbeitete. Die Beiden hatten keine Viertelstunde mit einander geplaudert, als auch der Grubenpeter unter der Hausthür erschien.

„Johanneli!“ rief seine freischende Stimme.

„Ich komme, ich komme!“ antwortete das Mädchen zurück.

„Du bleibst hier,“ befahl der Hausirer streng.

Das Mädchen schaute ihn groß an, indessen der Grubenpeter näher trat.

„Du bleibst hier,“ wiederholte der alte Franz.

„Habt Ihr hier etwas zu befehlen, Mensch?“ fragte giftig der Herr des Hauses. „Das Mädchen hat Niemandem zu gehorchen,“ fuhr er fort, „als mir; Johanna ist die Herrin des Hauses, denn sie wird meine Frau.“

„Vater!“ flehte das Mädchen.

„Ihr untersteht Euch,“ rief der Hausirer zornig, und seine Stirnadern schwellen hoch auf, „Ihr untersteht Euch, das Mädchen mit Euern Anträgen zu verfolgen?“

„Ich denke,“ höhnte der Grubenpeter, „nicht nöthig zu haben, Euch darum befragen zu müssen.“

„Halt!“ dachte der Hausirer, „dahinter steckt etwas. Woher sonst diese Bewerbung?“

Der Grubenpeter wollte die Jungfrau bei der Hand erfassen und in's Haus führen, indem er sagte: „Komm, Johanna, lassen wir den Menschen da“ —

Aber der Hausfurer fiel ihm in den Arm und donnerte ihn gewaltig an: „Halt, alter Wucherer! Nun sprechen wir zusammen! Ich habe Euch bis dahin ausreden lassen, nun habe ich ein Wort mitzureden. Glaubt Ihr, damit sei's gethan, ein armes Mädchen von der Straße aufzulesen, zu allen Diensten zu gebrauchen, ihm ein Stücklein trockenes Brod hinzuwerfen, das nach dem Blutschweiß armer Leute riecht — und dann habe man damit ein Recht erworben, über die ganze Zukunft eines solchen Geschöpfes bestimmen zu können! Das ist eine schlechte Rechnung, Peter Croubat, und ohne den Hausfurerfranz gemacht, der in diesen Dingen auch mitspricht! Johanna hat Euch mehr Achtung und Liebe erwiesen, als Ihr verdient, und darum macht Ihr Projekte? Hahaha! Ich will Euch meine Meinung sagen: Der Anton, der Sohn des Zimmermanns, Ihr wißt, der vor einigen Jahren“ — (der Grubenpeter machte eine unwillige, verlegene Bewegung) „nun Ihr wißt schon — der Anton und die Johanna heirathen einander und damit basta! Euch wird man nicht um die Aussteuer belangen. — Nun?“ fragte der Hausfurer und kreuzte ruhig die Arme, wie Einer, der seiner Sache gewiß ist.

„Aber mit welchem Recht? mit welchem Recht mischt Ihr Euch in diese Sache?“ fragte der Grubenpeter gereizt.

„Mit Euerem Rechte jedenfalls nicht,“ antwortete stolz der Gefragte. „Das Recht des Mädchens gilt,“ und dabei wies er mit dem Finger auf Johanna, die halb verwundert, halb ängstlich dem Verlauf der Sache zuhorchte.

„Ihr seid nicht der Vater, Johanna Meyerhofer ist deßhalb frei und kann ihre Hand vergeben, wem sie will. Und dann, wenn Ihr nach meinen Rechten fragt, so antworte ich mit der Pflicht, einem Kinde gegenüber, das Euch schutzlos preisgegeben ist, sein heilig Recht angedeihen zu lassen. Verstehet Ihr mich?“

„Ihr ein Recht?“ tobte der Wucherer. „Ein Bagabund hat keine Rechte! Ich laufe zum Homburger Bogt, damit die Hatzschierer Euch den Weg des Rechtes weisen. Es gibt doch, Gottlob! in den vorderösterreichischen Landen noch eine Gerechtigkeit!“

„Da kommt Ihr recht an, bei Gott!“ antwortete ruhig der Bagabund Geheißene. „Nehmt Euch in Acht vor der Gerechtigkeit, daß sie Euere ungerechten Handlungen nicht schwarz auf Weiß unter die Hände bekommt!“

„Glender Hund!“ heulte der Getroffene. „Ich werde mich rächen hiefür!“

„Seht, alter Mann, der Anblick dieser blühenden Jugend bringt Euch um den Verstand. Besser ist vielleicht, unter uns einzig die Angelegenheit zu besprechen. Geh' in's Haus, Johanna, ich bin Bürge Deiner Heirath,“ sagte der Hausfurer. Das junge Mädchen gehorchte, indeß der alte Wucherer zähnefletschend ihr nachschaute, ohne ein Wort herausbringen zu können.

Das Kind hatte sich entfernt. Der Hausfurer wandte sich an den Peter. „Ich will nun klar und deutlich mit Euch sprechen, sagte er, „Ich weiß Alles.“

„Wie meint Ihr das? Was wißt Ihr?“

„Den Mord des Zimmermanns, die Unterschlagung des Schuldscheins. Ich habe Alles mit angehört, wie Ihr mit dem Speyrerfriz verhandelt habt. Ich arbeitete in des Zimmermanns Garten.“

„Nun, nun, Meister Franz,“ sagte der Grubenpeter ausweichend, „ich will nicht, daß Ihr darben müßt; ich bin gerne bereit, Euch nützlich zu sein; sagt, was Ihr bedürft; nur habt Ihr eine so sonderbare Ausdrucksweise“ —

„Gut, ich werde schweigen, aber“ —

„Aber?“

„Eines stelle ich zur Bedingung. Gebt Johanna dem Anton zur Frau, gebt ihnen eine kleine Aussteuer und Ihr werdet nie etwas von mir vernehmen.“

„Wirklich?“ höhnte Peter. „Ist ja schön abgefartet. Johanna dem Anton geben und noch eine kleine Aussteuer dazu? Ei, ei! Mit oder ohne Aussteuer, sage ich, diese Heirath wird nicht stattfinden!“

„Ihr haltet also darauf, Johanna zu heirathen?“ fragte gespannt der Hausfurer.

„Ei gewiß! Bin noch nicht so alt und so häßlich, daß ich nicht noch gefallen könnte!“

„Alter Fuchs!“ sagte der Hausfurer, „in Euerm Spiele steckt eine Karte, die ich noch nicht kenne, aber gebogen ist sie schon; ich bekomme

sie gewiß heraus. Ihr wollt also durchaus, daß ich reden soll, daß das ganze Land weiß, wer den Georg" —

„Ihr seid zu klug, um so etwas zu sagen,“ entgegnete der Grubenpeter. „Gesezt, das Gericht würde sich in eine Sache mischen, die andere Leute nichts angeht, man würde den Ursachen des Todes von Georg nachforschen“ —

In diesem Augenblick erschien, von den Beiden unbeachtet, Anton unter der Gartenthüre.

„So müßte man sich,“ fuhr Peter fort, „ohne Zweifel mit dem Speyrerfritz beschäftigen.“

Anton trat näher, indessen noch immer ungesehen.

„Das könnte den armen Teufel an den Galgen bringen,“ fuhr der Grubenpeter fort, als plötzlich Anton hinter den Beiden auftauchte und mit gewaltiger Stimme schrie: „Wie? der Speyrerfritz hätte meinen Vater getödtet?“

Die Beiden fuhren aus einander, der Grubenpeter suchte erschrocken zu entweichen, doch Anton hielt ihn fest am Arme und ließ nicht los. „Sprich, Alter,“ rief der junge Mann mit furchtbarer Stimme. „Der Speyrerfritz hat meinen Vater getödtet? Rede, oder ich zererschlage mit meiner eisernen Faust deinen dünnen, schurkischen Schädel!“

Der Grubenpeter bebte vor Angst, seine Kniee schlotterten, die Zunge versagte ihm den Dienst. „Ich, ich — ich weiß nicht — der Hausfixer — da — sagt es“ —

„Wie, Ihr, Franz?“ rief Anton erstaunt und schaute mit flammendem Blicke dem alten Hausfixer in's ruhiger gewordene Antlitz.

„Anton, es ist wahr, ich kann und will es nicht länger verschweigen, der Fritz hat Deinem Vater ein loses Brett — gelegt, daß er hinunter stürzen mußte.“

„O ich unglücklicher Mensch!“ rief der junge Mann, den Peter loslassend und mit beiden Händen sein Gesicht bedeckend. „O ich war blinder als mein Haß! Warum mußte ich meine Mutter zu einem Bunde mit dem Mörder meines Vaters zwingen? — Aber ich werde mich furchtbar rächen,“ fuhr er fort, aus seinem Schmerze aufwachend, „ich werde ihn tödten, meine Mutter soll von diesem Scheusal befreit werden!“

Dem Grubenpeter wurde wieder wohler bei dem Gedanken, von einem Mitschuldigen und Mitwisser seiner Schurkerei befreit zu werden.

Der Hausfrevler dagegen suchte den jungen Mann zu beruhigen, als in diesem Augenblick der Speyrerfritz in den Garten trat.

„Zurück, Unglücklicher!“ rief ihm der Hausfrevler zu. Doch Anton hatte ihn kaum bemerkt, als er wie ein wüthender Löwe auf sein Opferlamm zusprang, ihn beim Arme ergriff und zu den beiden alten Männern schleppete. Fritz war todtenblaß geworden, das böse Gewissen regte sich.

„Schau mir in die Augen, Fritz,“ sagte der Sohn zu seinem Stiefvater. Der Angeredete blickte zu Boden.

„Du hast meinen Vater getödtet!“ rief Anton mit erregter Stimme.

„Ich? Wie sollte ich?“

„Kein Wort als Ja! Ich weiß Alles, ich habe Beweise hiefür!“

„Ich schwöre Dir, ich bin unschuldig,“ entgegnete der Speyrerfritz, der sich etwas gefaßt hatte.

„Ruhig, Mensch!“ donnerte Anton. „Der Mörder meines Vaters kann nicht der Gatte meiner Mutter sein! Verstehst Du?“

„Man verleumdet mich! Tod und Teufel, ich bin unschuldig am Tode Deines Vaters!“ rief der Speyrer.

„Morgen früh,“ sagte mit ruhiger Stimme der junge Zimmergeselle, „morgen früh, wenn die Leute in der Kirche sind, kommst Du auf den freien Platz am Fuße der Kirche. Du wirst gehorchen, oder Du wirst nicht mehr unter die Lebenden zählen!“

„Aber ich sage Dir, Anton“ —

„Keine Einreden! Morgen früh während der Kirche! Geh' jetzt, ich werde Dir morgen früh zu wissen thun, was ich über Dich beschlossen habe.“

Der Speyrerfritz, dessen Kraft vollständig gebrochen war, ließ sich widerstandlos zur Gartenthüre führen, langsam und gesenkten Hauptes richtete er seine Schritte nach seiner Wohnung.

„Nun noch mit Euch ein Wort,“ wandte sich der junge Mann, den Noth und Glend plötzlich zum Rächer seines Vaters gestempelt hatten, an den Grubenpeter, der lautlos dastand und mit dem Hausfrevler die in überraschender Schnelligkeit vor sich gegangene Scene betrachtete.

„Ich verlange, daß Johanna sofort Euer Haus verläßt. Meine Geliebte hat von ihrem verstorbenen Vater 40,000 Livres tournois geerbt!“

„Wie?“ riefen die beiden Alten gleichzeitig erstaunt aus.

„Bierzigtausend Livres,“ fügte der alte Hausvater mit betonter Stimme bei.

„Ja, guter Franz, der Herr Pfarrer ließ mich heute holen; er habe in der Zeitung gelesen, daß die Johanna Meyerhofer gesucht werde, ihr Erbe in Dijon in Burgund in Empfang zu nehmen.“

Der alte Grubenpeter wurde braun und gelb vor Schrecken und Angst über die durch die ausgeliehene Zeitung bekannt gewordene Nachricht.

„Haha! Das ist also die versteckte Karte,“ sagte der Hausvater nun seinerseits höhnisch lachend, „die ich beständig in Guerm Spiel gesucht und nicht gefunden habe? Hahaha! Darum wollte der alte Schelm,“ wandte er sich zu Anton, „die Johanna heirathen, weil er aus der Zeitung wußte, daß sie geerbt hatte. Na, Alter, das Heirathen werden wir Dir schon recht ordentlich vertreiben. Marsch hinein, in's Haus und dem Johanneli befohlen, sofort die Wuchergrube zu verlassen.“

Der Grubenpeter war vollständig außer Fassung gebracht, er folgte gehorsam den Anordnungen des Hausvaters; in der Stube fiel er halb bewusstlos in einen Lehnstuhl. Johanneli mußte ihre wenigen Habseligkeiten zusammenpacken und das Haus verlassen. Vergebens wandte sie ein, sie könnte den Pflegevater nicht so sich selbst überlassen, er müsse doch zu essen, zu trinken haben u. s. w. Der Hausvater kümmerte sich nicht darum, und auch Anton betrieb den Fortzug aus diesem Hause mit einem fast ängstlichen Eifer.

Johanneli zog in die Wohnung einer Verwandten ihres Geliebten.

Ein prachtvoller Sommermorgen zog hinter den Bergen herauf. Im Dorfe waren schon früh Leute auf den Beinen, die Einen zogen auf die Felder hinaus, die Andern standen sonst müßig herum und schwatzten über den schönen Morgen.

„Ei sieh da, der Grubenpeter muß heute auch früh aufgestanden sein, Alles ist offen in seinem Haus.“ Doch regte sich nichts in demselben. Sonst hörte man immer die kreischende Stimme des Alten. Daß im Hause Alles so todtenstill war, fiel auf. Nachbarn gingen in die Wohnstube, Alles stand offen. Man ging in die Küche, am Rauchfang hing der alte Wucherer aufgekniüpft. Er hatte sich er-

hängt. Die Trauer um ihn war nicht groß. Verwandte hatte er keine, den nächsten Anspruch hatte das Johanneli, seine Pflegetochter.

„Der Grubenpeter hat nicht mehr verdient,“ sagte der Hausirerfranz, als er die Nachricht vernahm. „Ihm ist geworden, was ihm gehörte,“ bemerkte Anton, den die Nachricht gleichwohl erschütterte, denn er wußte, was er für den heutigen Tag vorhatte.

Auf den Speyrerfritz wirkte der Tod des Grubenpeters mächtig ein. Wie gerne hätte er sich jetzt zu einem bessern Leben bekehrt, allein konnte er länger neben seiner Gattin leben, die nun wissen mußte, daß er ihren Mann getödtet habe; neben Anton, der die Todesursache seines Vaters kannte?

Wie sich der Speyrerfritz mit solchen Gedanken beschäftigte, trat Anton zu ihm in die Kammer. Fritz erblaßte.

„Was willst Du von mir?“ sagte er in fieberhafter Erregung. „Sage es schnell heraus, die Ungewißheit ist mir peinlicher als der Tod.“

„Ich will nichts als Deinen Tod,“ sagte mit Ruhe und Kälte der Eingetretene.

„Ich weiß es,“ entgegnete Antons Schwiegervater; „ich bin zu sterben bereit,“ dabei öffnete er sein Kleid und auf die bloße Brust deutend, sagte er: „stoße zu! Ich bin ein Mörder, ich leugne es nicht, es ist gerecht, daß ich bestraft werde! Nur die braven Leute haben das Recht, glücklich zu sein, das hat auch der Peter gefühlt. Ich weiß, ich kann nicht mehr neben Deiner Mutter leben, ich opfere mich, damit die Meinen glücklich sind. Nun stoße zu!“

Die Rede hatte des armen Menschen Kräfte ganz erschöpft. Halb bewußtlos sank er zusammen. Anton richtete ihn wieder auf.

„Du sollst nicht von meiner Hand sterben, ich will mein rein Gewissen nicht mit Deinem Blute beflecken,“ sagte Anton. — Nach einer Pause fuhr er fort: „Heute ist der Todestag meines Vaters. Der Kirchturm steht wieder da mit Gerüsten und Schwebebalken, wie damals, als er hinunterstürzte. In wenigen Tagen werden die Glocken droben hängen und hinausläuten in's Land den Frommen und Würdigen, und sie zum Gebete einladen. Du bist nicht würdig, ihren reinen Klang zu hören. Wenn Du darum den Muth hast, Dich zu opfern, so steige hinauf auf das Gerüst, und stürze Dich von der Höhe hinunter, wie einst mein Vater gethan, durch Deine ruchlose Hand bewirkt.“

Man hörte auf diese Worte nur ein ersticktes „O Gott!“

„Nun entschieße Dich, Mensch! Oder willst Du, daß meine Mutter als die Gattin eines Mörders genannt werde, Dein Sohn als der Sohn eines dem Henker Verfallenen? Niemand als Franz und ich wissen, was vorgegangen. Der Peter ist todt und stumm wie das Grab. Wir werden schweigen und die Ehre Deines Sohnes ist gerettet!“

Da raffte sich auf einmal der Speyrerfritz auf, stürzte dem Sohne des Gemordeten zu Füßen und umschlang seine Kniee:

„Ich werde Alles thun, was Du befehlst!“ rief er, und Thränen, die ersten seit langer Zeit, entströmten seinen Augen. „Ich werde die Ehre Deiner Mutter, meines Sohnes retten! Ich werde den Muth haben, das Schreckliche zu vollenden!“

„Gut, ich werde Dir sagen, wenn es Zeit ist!“

Der Speyrerfritz suchte sich zu fassen und die Beiden verließen der Kammer, um sich in die Wohnstube zu begeben, wo man sich schon zu früher Morgenstunde gerüstet hatte, zur Kirche zu gehen, um der Jahrszeitmesse für den Verstorbenen beizuwohnen.

Mutter Elisabeth hatte noch ihren Mann, den Fritz, gefragt, ob er nicht zur Kirche gehen wolle, da er gar keine Anstalten zum Umkleiden treffe.

„Nein, ich habe zu thun,“ antwortete der Angeredete.

„Und Du, Anton, kommst Du nicht mit?“

„Ihr wißt, Mutter, das Glockengerüste ist noch nicht fertig, wir müssen jede Stunde benützen, um bis Sonntag die Glocken im Thurm zu haben.“

„Nun, so gehen Großmutter und ich, und der kleine Bub allein,“ sagte Frau Elisabeth.

„Vater, schau, wie mich die Mutter schön gepußt hat, um zur Messe zu gehen,“ sagte der Kleine.

„O mein Kind! mein Sohn!“ rief Fritz und küßte mit Hestigkeit den lieblichen Kleinen.

„Mein Gott, Fritz! was hast Du?“ rief die bestürzte Mutter. „Du machst mir Angst.“

Der Speyrerfritz setzte das Kind wieder auf den Boden. „Bleibe da, Kind,“ sagte er, „damit ich Dich noch einmal betrachten kann!“

„Nein, Vater, hier bleibe ich nicht, ich gehe zur Messe, um zum lieben Gott zu beten für den andern Vater, der gestorben ist.“

Wie das Kind so sprach, da ergriff es den Fritz mächtig und er mußte sich umwenden, um zu weinen.

„Um Gotteswillen, Fritz, was hast Du denn?“ fragte seine besorgte Frau.

„Es ist nichts — es ist schon vorüber! Geht nun zusammen zur Kirche und — betet — auch für mich.“

Die zwei Frauen gingen, den Kleinen in der Mitte führend.

„Was nur mein Mann gehabt haben mag?“ sagte Frau Elisabeth zur Großmutter, als sie die Hausthüre hinter sich hatten, „er ist mir so sonderbar vorgekommen.“

„Mir ist es auch aufgefallen,“ entgegnete die Großmutter. Die Drei schritten über den Platz gegen die Kirche. Fritz schaute ihnen noch lange nach, er hatte sie zum letzten Male gesehen.

In der Wohnstube saßen Anton und sein Stiefvater, stumm und still vor sich hin brütend.

Mußte es nicht wie ein Mahnruf dem Anton durch das Herz ziehen, ob er auch wohl berechtigt sei, selbst Rache zu nehmen für Das, was an seinem Vater gesündigt worden war, und ob nicht auch für ihn eine Strafe für diesen Frevel erfolgen könnte? Fritz suchte dagegen in stummer Ergebung sich zu sammeln, er suchte zu beten. O es that ihm weh, vom Leben zu scheiden. Er hätte fliehen können, es würde ihm Niemand gewehrt haben, dagegen wollte er nicht ein schuldbeladenes Gewissen in die weite Ferne tragen, das ihn immer mahnen mußte, an jene Stätte seines Glücks und seines Unglücks zu denken. Er zog den Tod dem ruhelosen Leben vor.

Jetzt drangen Orgeltöne durch den Morgen zu den Ohren der beiden stummen Stubenbewohner. Anton raffte sich aus seinem Sinnen auf.

„Hörst Du die Orgeltöne?“ sagte er, „sie sagen, daß vor fünf Jahren mein Vater gemordet worden und noch nicht gerächt ist!“

Der Angeredete zuckte zusammen, krampfhaft wand er sich unter der Last dieser Anschuldigung.

„Steh' auf,“ sagte Anton, „die Stunde des Gerichtes ist da.“ Der Zimmermeister stand auf. Mit gebrochener Stimme sagte er: „Du rächest Deinen Vater, es ist Deine Pflicht; ich fühne mit

dem Tode, was ich verbrochen habe. Mit der Welt ist abgerechnet, Sorge für Deine Mutter und meinen Sohn!"

Anton gab ihm die Hand. „Ich verspreche es Dir!"

„Nun gehe ich getröstet meinen Todesgang."

Die Beiden verließen das Haus.

Auf dem Kirchplatze kehrte der Speyrerfritz noch um und gab seinem Stiefsohne die Hand.

„Verzeihe mir, wenn die Sühne vollbracht ist. Lebe wohl!"

„Gott sei Deiner Seele gnädig! Ich konnte nicht anders, als wie ich gethan habe."

Der Speyrerfritz ging seinen schwersten Gang im Leben. Bald verschwand er im Glockenhause des Kirchthums; es verging eine gute Weile, bis er oben angelangt war. Jeder Schritt war ein Schritt auf den Stufen des Schaffotes. Jetzt stand er oben auf dem Gerüste. Der rächende Sohn sah den Mörder seines Vaters einige Schritte sich vorwärts bewegen — er sah ihn noch flehend seine Hände zu Gott erheben.

„Halt ein! Genug," rief der gestrenge Richter von unten, von oben ertönte jedoch ein durchdringender Schrei und die Gestalt des Zimmermeisters war plötzlich verschwunden. Eine blutige, zerschmetterte Leiche lag am Fuße des Kirchthurms. Er hatte muthvoll seine That mit dem Tode gesühnt.

Auf den herzdurchdringenden Schrei, auf den fürchterlichen Ton des Falles eilten die erschrockenen Leute aus der Kirche. Man denke sich den Jammer der Frauen, die Nothrufe der Männer, das Gewimmer der Kinder bei diesem erschütternden Anblicke.

„Gott ist gerecht!" sagte der Hausfrier, „er vergilt das Gute wie das Böse!"

Es vergingen zwei Jahre, bevor Anton seine Geliebte heirathete. Die Vermögensausmittlung der Tochter des Meyerhofer ging langsam vor sich. Auch des Grubenpeters Vermögen war ihr zugefallen, doch schenkte sie den ärmsten Schuldnern einen Theil ihrer Schuldposten. Der Hausfrierfranz beschloß im Schooße dieser kleinen Familie sein bewegtes Leben. Elisabeth ertrug mit der ihr eigenthümlichen Ergebung den Tod ihres Gatten und widmete sich ganz der Erziehung ihres kleinen Fritz. Anton aber genoß nur wenige Jahre das Glück des

häuslichen Zusammenwohnens; die blutige That, zu der er glaubte die Berechtigung gehabt zu haben, nagte Jahre lang an ihm, er magerte ab und siechte dahin. Wenige Jahre verflossen und man trug auch ihn dorthin, wo sein Vater und der Speyrerfritz im Tode vereint und gesühnt ihre Ruhe gefunden.

Rache ist süß, aber vollzogen bitter.



Die Chokoladenfabrik von Ph. Suchard in Neuenburg.

(Mit drei Abbildungen.)

Der „Illustration Nationale Suisse“ entnehmen wir folgende unter der Ueberschrift „Eindrücke eines Reisenden“ bekannte gegebene Einzelheiten über den Geschäftsbetrieb und die kommerzielle Bedeutung dieses weltberühmten Hauses:

Ankommend in Neuenburg mit dem Genfer Eisenbahnzuge, wird man durch das Malerische und Unerwartete der Erscheinungen auf das Höchste überrascht. Bevor man die Stadt selbst bemerkt, ruht das Auge auf den hohen, von schattenreichen Schluchten durchbrochenen Bergketten. Von der hoch an dieser Stelle sich dahinziehenden Straße beherrscht man den weiten See, dessen klarer Spiegel sich wie endlos zu unseren Füßen ausdehnt und der den Fuß der fernen Alpen, die mit ihren ewigen Schneespitzen den Horizont abschließen, zu umspülen scheint. Dicht vor uns breitet sich das prächtige Gelände aus, auf welchem Baulichkeiten aller Arten und Style etagenförmig dahingestreut sind, gleich als ob sie es unternähmen, auf die Höhe des Berges hinaufzuklimmen, Wohn-, Land- und Luxushäuser, prächtige Villen, Schlösser, Fabrikgebäude, Kirchen, Brücken mit kühn geschwungenen Bogen, türkische Moscheen und Minarets, die den lebhaften Eindruck einer aus der Vogelschau gesehenen orientalischen Stadt gewähren und deren goldene Thürmchen und Glockenspiele im Sonnenschein leuchten und flimmern, so daß man den Invalidendom vor sich zu sehen glaubt.